

Frère John

Brauchen wir die Kirche?

Zweitausend Jahre nachdem er durch die Straßen von Palästina wanderte, weckt Jesus von Nazareth noch immer das Interesse unserer Zeitgenossen. Ob man ihn nun als Weisheitslehrer betrachtet, als Verkünder einer reinen Religion, die in unseren Herzen wurzelt, oder als sozialen Visionär, der eine solidarische Welt predigt, dieser Mensch, der zu seinen Lebzeiten quasi unbekannt war und in einer der äußeren Provinzen des römischen Reichs wirkte, spricht noch in unseren heutigen Tagen und sogar zu denen, die eigentlich nicht an Gott glauben. Die Tatsache, dass seine kurze Karriere mit einem erniedrigenden und brutalen Tod zu Ende ging, tut seinem Ruf keinen Abbruch: er nimmt damit seinen Platz an der Seite derer ein, die von Sokrates bis zu Mahatma Gandhi und Martin Luther King mühevoll – und viel-

leicht vergeblich? – für eine bessere Welt kämpften.

Dieselbe Einschätzung gilt, zugegeben, nicht für die Institution, die das Erbe des historischen Jesus für sich beansprucht, die christliche Kirche. Jahrhunderte durch Widersprüche aller Art befleckt, unter denen der Bruch in viele Teile nur einer der schlimmsten ist, oft als eine Art Fossil betrachtet, das außerhalb des Geschichtsverlaufs steht, oder wegen ihrer Verbote als ein Feind der Dynamik des Lebens, scheint sich die Kirche manchmal weit von der Vision ihres Gründers entfernt zu haben. Der berühmte Ausspruch des französischen katholischen Theologen Alfred Loisy (1857-1940), der 1908 exkommuniziert wurde, verdeutlicht eine heute allgemeine Einstellung: „Jesus verkündete das Reich Gottes, und was kam war die Kirche!“. Und darum gibt es viele, die denken, sie können oder müssen ein christliches Leben ohne eindeutige Verbindung zur verfassten Gemeinschaft der Jünger Christi führen. „Christus ja, Kirche nein“ ist ihr Slogan.

Auf diesen Seiten wollen wir die Berechtigung dieser Einstellung überprüfen. In welchem Maße ist die Kirche notwendig für das, was Jesus gewollt hat? Ist sie eine Fehlentwicklung der Geschichte? Ist sie, insofern sie den Glauben des Einzelnen durch ihren kollektiv organisierten Charakter unterstützt, eher von relativer Bedeutung, oder ist sie grundlegend für das Wesen des Glaubens? Wenn das letztere zutrifft: Wie können wir ihre Bedeutung stärker hervortreten lassen?

Die Quellen des Anstoßes

Betrachten wir zunächst die Gründe, warum Menschen die Kirche ablehnen. In der Sprache des Neuen Testaments hat dies zu tun mit ihrem Charakter als *skandalon*, ein Ausdruck, der nicht genau unserem Wort „Skandal“ entspricht. Manchmal gibt es sicherlich auch Skandale in der Kirche, wenn ihre Verantwortlichen Gelder in die eigene Tasche fließen lassen oder gar sexueller Vergehen beschuldigt werden. Solche Geschehnisse schockieren die Öffentlichkeit, denn sie sind tiefgehende Widersprüche zum Wesen des Glaubens dieser Personen.

Aber das griechische Wort *skandalon* trägt eine umfassendere Bedeutung. Wörtlich übersetzt ist es „ein Stolperstein“, etwas auf der Straße, das uns abweichen lässt, uns vom rechten Weg zwingt, kurz, etwas, das uns desorientiert. Auf den Glauben bezogen meint es den Abstand zwischen unseren Erwartungen und der erlebten Wirklichkeit. Es konfrontiert uns so mit einer Alternative.

Beim Blick auf Texte des Neuen Testaments, in denen das Substantiv *skandalon* oder das Verb *skandalizô* vorkommen, finden wir zwei gegensätzliche Gebräuche, einen positiven und einen negativen.

Die Worte beziehen sich zunächst auf ein unpassendes Verhalten dem Evangelium gegenüber, mit dem man Menschen von dem dort ausgedrückten Glauben entfremdet. Ein solches Verhalten, und jene, die dafür verantwortlich sind, sind zu meiden (Römer 14,13; 16,17); es ist das Werk des Versuchers (Matthäus 16,23)

und führt zum berechtigten Ausschluss vom Reich Gottes (Matthäus 13,41). Konsequenterweise wäre es sogar besser, das Körperteil abzuschneiden, das solche Dinge ausführt, als sie auszuführen (Markus 9,43-48; Matthäus 5,29-30; 18,8-9).

In einer anderen Serie von Texten allerdings beziehen sich die Worte auf Jesus selbst und seine Art zu leben. Die Einwohner Nazareths nehmen Anstoß an ihm (Matthäus 13,57) genauso wie die Pharisäer (Matthäus 15,12), die gesamte jüdische Nation (Römer 9,33), „viele“ (Matthäus 24,10) und selbst seine eigenen Jünger (Markus 14,27-29; vgl. Johannes 6,61). Er tut das vor allem durch seinen schändlichen Tod (1 Korinther 1,23; Galater 5,11). Jesus geht sogar so weit, eindeutig zu sagen: „Selig, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“ (Matthäus 11,6; Lukas 7,23).

Auf den ersten Blick würde man schließen, dass diese beiden Erfahrungen von *skandalon* völlig unterschiedlich sind. Letztendlich befremden Christen andere und bringen sich selbst durch ihre Treulosigkeit zum Evangelium in Misskredit, während Jesus durch sein unerwartetes Verhalten für Unruhe sorgt, da es so anders ist als das, was man von einem Boten Gottes erwarten würde.

Die beiden Zustände haben trotzdem eine gemeinsame Wurzel; sie ergeben sich beide aus der von Gott gewählten Weise, seine liebenden Absichten in die Tat umzusetzen. Anstatt die Welt zu verändern und alles Böse durch übermächtige Taten auszurotten, geht der Gott der Bibel einen Weg, der viel bescheidener und diskreter ist. Er schließt sich sozusagen den menschlichen Gegebenheiten von unten an; er tritt rücksichtsvoll in die Schöpfung ein, ohne Lärm zu machen und die Freiheit

der Akteure zu beschneiden; anstelle einer spektakulären Veränderung der Situation in einer Art Blitzschlag setzt er auf eine langsame Veränderung von innen.

Es ist diese grundlegende Entscheidung Gottes, die die beiden Arten des „Anstoßes“ möglich macht. Vor allem, weil Jesus nicht als triumphaler Herrscher erscheint, sondern ein Leben führt, das auf vielerlei Weise normal ist, und besonders weil er dem Bösen nicht durch den Einsatz übermenschlicher Kräfte entgegentritt, enttäuscht er die, die ein göttliches Einschreiten erwarten, welches auf sensationelle Art den Verlauf der Geschichte und ihres eigenen Lebens ändert. Wenn Jesus zu Beginn seiner Verkündigung Heilungen vollbringt, um den Einbruch von Gottes Gegenwart in der Welt zu zeigen, strömen zu ihm Menschenmengen, von denen viele aber genauso schnell von ihm enttäuscht sind, da sich solche Wunder nicht häufen. Nach Jesu Absicht waren die Zeichen, die er vollbrachte, jedoch nie ein Selbstzweck; sie sollten die Menschen zu einer neuen Art des Sehens und einer vertrauensvollen Einstellung ihm gegenüber bringen. Die, die das nicht konnten, waren in kurzer Zeit empört über seine offensichtliche Wirkungslosigkeit. Im besten Fall wurden sie gleichgültig, aber die tiefe Enttäuschung mancher wandelte sich bald in aktive Opposition.

Dieselbe göttliche Demut, Gottes Weigerung, den Menschen eine Lösung mit Gewalt aufzuzwingen, bewirkt auch den „negativen Anstoß“. Jesus vertraute seine Botschaft seinen Jüngern an, Frauen und Männern, die alle den vielfältigen Beschränkungen unterworfen waren, welche den menschlichen Geist prägen. Zwar

versicherte er sie seiner ständigen Unterstützung durch die aktive Gegenwart seines Lebensatems (s. Johannes 14,15-16.26) und versprach sogar „bis zum Ende der Welt“ (Matthäus 28,20) bei ihnen zu sein, aber er behauptete nie, dass er ihre Menschlichkeit verwandeln würde und sie zu Übermensch, frei von allen Schwächen, zu machen.

Halten wir einen Moment inne, und denken über das unglaubliche Risiko nach, das diese Grundentscheidung bedeutet. Die Lehre aus der Jahrhunderte langen Geschichte Israels war unzweideutig: die Umwandlung einer menschlichen Gesellschaft in ein Königreich von Gerechtigkeit und Frieden musste allein das Werk Gottes sein. Sich selbst überlassen, würden die Menschen weiterhin im Dreck ihrer Widersprüchlichkeiten und Abgrenzungen herumkriechen. Die einzige Hoffnung käme von einem völlig unverdienten göttlichen Einschreiten. Für die ersten Christen war eben diese Intervention Jesu Leben, Sterben und Auferstehen. Von außen betrachtet, mit dem Blick auf nachweisbare Konsequenzen, war die Bilanz jedoch nicht sehr beeindruckend. Der als Sohn Gottes bekannte Mensch führte ein eher gewöhnliches Leben, abgesehen von einigen Heilungen in notwendigen Situationen. Sein Anspruch, das Reich Gottes einzuleiten, endete in einem brutalen Tod und der Zerstreung seiner Jünger. Wenn nun einige von ihnen später behaupteten, er wäre kein Gefangener des Todes geblieben, sondern zum Leben zurückgekehrt, muss man zugeben, dass diese neue Form der Gegenwart zunächst vor allem einen Einfluss auf die Überzeugung seiner Anhänger hatte. Für die anderen setzte sich

der Lauf der Geschichte ohne besondere Vorkommnisse und mit allen Arten von Übeln im Gepäck fort. Gottes Art zu Handeln scheint ganz offensichtlich eine Menge Unsicherheiten zu hinterlassen und erschließt sich nicht von vorneherein allen Herzen. Was wir die „Logik der Menschwerdung“ nennen können, stellt die Menschen vor eine Wahl, die alles andere als eindeutig ist.

Saat und Sauerteig

Wollte Gott so handeln? Hätte Jesus seinen Auftrag anders vollbringen sollen? Ein überzeugendes Argument gegen die These des Misserfolges ergibt sich aus der Tatsache, dass Jesus selbst während seines Lebens auf der Erde alles getan hat, was er konnte, um diese verwirrende Logik Gottes zu erklären. Dies tat er vor allem in dem Teil seiner Lehre, den die meisten Gelehrten für den authentischsten befinden, den Gleichnissen. Nach den Evangelien übermittelte er seine Botschaft für gewöhnlich in Bildern aus dem täglichen Leben, um nicht einen passiven Zugang zu einer abstrakten Wahrheit zu vermitteln, sondern zu einem neuen Bewusstsein zu führen, einer aktiven Teilnahme an dem, was geschah. Zwei der von Jesus verwendeten Schlüsselbilder illustrieren genau diesen göttlichen Zugang zu den Dingen, der den *skandalon* ermöglicht, ja sogar zwingend herbeiführt.

Das erste dieser Bilder ist die *Saat*. Jesus vergleicht das Kommen von Gottes Reich mit einem Sämann, der

seine Samen überall verstreut. Fallen sie auf den richtigen Boden, bringen die Samen reiche Ernte (Markus 4,3-9). Ein andermal kommt Gott in die Welt, um diese zu verändern wie ein Senfkorn, etwas ziemlich Kleines, das schließlich zu einer der größten Pflanzen des Gartens wird (Matthäus 13,31-32). Andere Gleichnisse beschreiben den Prozess noch genauer. Die Samenkörner wachsen von alleine, in verschiedenen Stadien; trotz ihrer kleinen Größe liegt in ihnen eine Dynamik, die alles verändert (Markus 4,26-29). Und sie müssen, um ihren Auftrag zu erfüllen, „in die Erde fallen und sterben“ (Johannes 12,24): Ihr Verschwinden und offensichtlicher Misserfolg sind, paradoxerweise, die Bedingungen ihrer Wirksamkeit.

Dieses Bild läuft zusammen mit einem anderen, dem vom *Sauerteig*, das in sich sowohl die versteckte Qualität von Gottes Handeln birgt, als auch seine überraschende Kraft: „Das Reich Gottes ist wie der Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis das ganze durchsäuert wart.“ (Lukas 13,20-21).

Diese Gleichnisse beschreiben Gottes Eintreten in die Welt als ein kleines Geschehen, im Grunde fast unsichtbar, beinahe nichts in menschlichen Augen. Und doch liegt in diesem „beinahe Nichts“ eine Energie, die sich in der Welt umsetzt und etwas Unerwartetes hervorruft. Ohne lärmend auf sich aufmerksam zu machen, führen Gottes Taten unaufhaltsam zum Ziel (vgl. Jesaja 42,2-4; 55,10-11). Folglich ist alles, was Luft und Erde zu bieten haben, durchdrungen von dem kleinen Samenkorn, um eine brandneue und beeindruckende Realität hervorzu- bringen – einen großen Baum. Genauso arbeitet Sauer-

teig in der Teigmasse und verändert sie vollständig. Diese Bilder beschreiben ein wirkliches Zusammenwachsen von zwei unterschiedlichen Elementen, aus denen etwas Unerwartetes und Schönes entsteht.

Jesus beschreibt demnach sein Unternehmen als eine allmähliche Umwandlung der Zustände auf Erden durch eine versteckte, innere Kraft oder Energie. Diese Kraft ist vor allem die seines Wortes (s. Markus 4,14), getragen von seinem Geist (s. Johannes 6,63); durch das Ohr eintretend arbeitet sie im Herzen der Menschen. Die Gleichnisse setzen zudem einen relativ beständigen Stoff und eine lange Zeit der Übertragung voraus. Das Bild des Senfkorns besteht aus zwei Perioden, der Wachstumszeit des Baumes und dem Kommen der Vögel, um in ihm zu nisten, während es im Fall des Sauerteiges nur eine ist, aber in beiden Gleichnissen ist das schlussendliche Ergebnis dasselbe: eine beträchtliche und radikale Veränderung, die nach menschlichem Maßstab mit „beinahe Nichts“ beginnt.

Es ist dieses „beinahe Nichts“, das den *skandalon* hervorruft. Zunächst in Jesus selbst. Konfrontiert mit seinem Anspruch einerseits und mit seinem Auftreten und seinen Taten andererseits, standen seine Zuhörer zwangsläufig vor einem Dilemma: konnte dieser äußerlich so gewöhnliche Mann tatsächlich der Auserwählte Gottes sein, ausgesandt um das versprochene Reich Gottes zu verwirklichen? Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma bestand in einem Akt des Glaubens, den Gott selbst ermöglicht hatte, durch den der Glaubende die äußere Erscheinung durchdrang, um die wahre Identität des Gesandten zu erkennen. „Selig bist du, Simon

Barjona; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel“ (Matthäus 16,17; vgl. Johannes 6,44). Findet dieser Akt nicht statt, nimmt man Anstoß, und als Ergebnis „zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm umher“ (Johannes 6,66). Vollzieht er sich aber, beginnt Gott wirklich in unserer Erde zu wurzeln: die Saat beginnt zu wachsen; der versteckte Sauerteig fängt an, im Teig zu arbeiten. Die Gemeinschaft der Jünger, mit anderen Worten die Menschen, deren Glauben die äußere Erscheinung durchdringt um Gott in Jesus Christus am Werk zu sehen, besitzt von nun an „die Schlüssel des Himmelreichs“ (Matthäus 16,19). Durch sie wird die ganze Menschheit Zugang (oder eben keinen Zugang) zum Mysterium von Gottes Gegenwart im Herzen der Schöpfung haben.

Eine pilgernde Kirche

Als Leib Christi, Vergegenwärtigung des auferstandenen Herrn durch die Jahrhunderte, folgt die Gemeinschaft der Glaubenden notwendigerweise derselben Logik der Menschwerdung wie ihr Gründer. Auch hier findet sich eine vermischte Realität, der Punkt an dem das Absolute Gottes auf die Grenzen unserer Welt trifft. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass die Menschlichkeit Jesu insgesamt seinem Auftrag diene – in ihm fand sich kein Hindernis für das Durchscheinen von Gottes

Licht (vgl. Johannes 5,30; 6,38) – während die der Jünger nicht von einer gleichen Durchsichtigkeit profitiert. Unsere menschliche Wirklichkeit ist behindert von einer unvermeidlichen Dimension der Selbstbezogenheit: anstatt völlig offen für die Quelle zu sein, sind wir ständig versucht, unseren Grund in uns selbst zu suchen. Als Folge ist die menschliche Seite der Kirche nicht nur von Schwäche geprägt, aber auch von einer Verletzbarkeit, die ständig riskiert, sich in eine falsche Autonomie oder Selbstgerechtigkeit zu versteifen.

Göttliche Logik, gebrochen von menschlichen Beschränkungen, führt damit die christliche Kirche in ein Dilemma, das sich in den beiden Arten des *skandalon* zeigt. Einerseits wird die Kirche, wenn sie treu den Schritten ihres Gründers folgt, kritisiert werden, unrealistisch zu sein oder durch ihre unbequemen Standpunkte aufregen; wenn sie andererseits die enge Straße der Nachfolge Christ verlässt und versucht, nach den Kriterien der Gesellschaft „Erfolg“ zu haben, wird ihr Erscheinen – auch und vor allem wenn es beeindruckend ist – nur dazu dienen, ihre wahre Identität zu verdecken. Wenn die Kirche mehr auf das vertraut, was sie besitzt, als auf den Einen, dem sie wie Abraham in ein bisher noch unbekanntes Land folgt (s. Hebräer 11,8ff), wenn sie nicht mehr die Weitsicht des Mose zeigt, „die Schmach des Messias für einen größeren Reichtum als die Schätze Ägyptens“ zu halten (Hebräer 11,26), hört sie auf, eine treue Übersetzung des Absoluten Gottes im Herzen der irdischen Realität zu sein. Ineffektivität oder Treulosigkeit: sie scheint die einzige Alternative zu sein, mit denen die Gemeinschaft der Glaubenden verurteilt ist zu kämpfen.

Bei näherem Hinsehen aber können wir erkennen, dass es diese beiden Daseinswege im Leben von Christen immer schon gegeben hat. Um auf das von Jesus verwendete Bild zurück zu kommen: ein Teil des Teigs lässt den Sauerteig des Evangeliums seine verwandelnde Arbeit tun, während ein anderer mehr oder weniger widersteht. Die Trennungslinie ist in konstanter Bewegung; sie verläuft nicht nur zwischen „der Kirche“ und „der Welt“, sondern zwischen verschiedenen Teilen der christlichen Gemeinde, und letzten Endes findet sie sich auch in jedem Glaubenden. Die Kirche als Ganzes ist ständig versucht, ihrem Gründer untreu zu werden, und gleichzeitig von Stürmen des Geistes geschüttelt, die man im Allgemeinen „Erneuerungen“ oder „Reformen“ nennt, die sie dem Evangelium näher bringen. Solche Entwicklungen nehmen immer eine österliche Form an: sie beinhalten einen Tod für sich selbst und die eigenen beschränkten Blicke, um wieder geboren zu werden, verwandelt durch die Neuheit des Evangeliums.

Wenn nun also die christliche Gemeinde ein solcher vermischter Körper ist, immer auf dem Weg, dann folgt daraus, dass jeder Versuch, ihre Probleme durch Trennung zu lösen, die Dynamik ihrer Existenz missversteht. Mit einer Kirche konfrontiert, die sich auf einen Frieden mit den Mächten der Welt viel zu einfach einzulassen scheint, anstatt auf die paradoxe Kraft des Evangeliums zu vertrauen, die in menschlichen Augen als Schwäche gedeutet wird (vgl. 1 Korinther 1,18ff), ist die Versuchung groß, die offenbar ungläubigen Massen zurückzulassen und sich in eine kleine Gruppe von Menschen mit derselben Vision zurückzuziehen, die stärker auf die

Herausforderungen des Evangeliums zu hören scheint. Aber mit einer durch die Geschichte geschärften Wahrnehmung bemerken wir, dass die Visionäre von heute schnell die Konformisten von Morgen werden, und sich damit der Prozess der Trennung fortsetzt und zu einer Aufspaltung der Jünger Christi führt, zu einer Zersplitterung in Sekten, die sich gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehen. Wenn es sinnvoll – und tatsächlich manchmal nötig – sein kann, den Sauerteig ein wenig zu verdichten, um größere Wirksamkeit zu erzielen, sollten wir nicht vergessen, dass man ihn nicht aus dem Teig entfernen kann, ohne den ganzen Prozess zu zerstören.

In einem weiteren seiner Gleichnisse warnt Jesus uns ausdrücklich vor einem solchen Unternehmen. Bei der Beschreibung eines Feldes, auf dem Weizen und Unkraut vermischt sind, warnt er vor jedem verfrühten Versuch, sie zu trennen, wenn wir nicht die ganze Ernte zunichte machen wollen. Eine Betrachtung mit dem Ziel, alles in unterschiedliche Kategorien einzuordnen, kann es nur zur Erntezeit geben, und selbst dann ist sie nicht Aufgabe der Menschen, sondern Gottes Aufgabe (s. Matthäus 13,24ff; vgl. 13,47ff).

Heißt das nun, dass wir alle Untreue der Nachfolger Christi tolerieren müssen, oder sie gar als unvermeidlichen und normalen Gegenpart zu jedem Versuch, das Evangelium zu leben, annehmen sollen? Im Gegenteil, Jesus selbst ist in dieser Frage sehr eindeutig:

„Es ist unvermeidlich, dass Verführungen (*skandala*) kommen. Aber wehe dem, der sie verschuldet. Es wäre besser für ihn, man würde ihn mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer werfen, als dass er einen von die-

sen Kleinen zum Bösen verführt. Seht euch vor!“ (Lukas 17,1-3 ; vgl. Matthäus 18,6-7)

Ähnlicherweise drückt der Apostel Paulus seinen Ärger über solche aus, die behaupten, da Gott, um seine Ziele zu verwirklichen, die Sünde nutzen kann, gewinnt auch das Böse Legitimität, ja eine Notwendigkeit:

„Gilt am Ende das, womit man uns verleumdet und was einige uns in den Mund legen: Lasst uns Böses tun, damit Gutes entsteht? Diese Leute werden mit Recht verurteilt.“ (Römer 3,8)

Wir sind also eingeladen, im Herzen dieser Spannung zu leben, die manchmal quälend sein kann: Gottes Willen mit all unserer Kraft zu erfüllen suchen, während wir uns nicht von denen entfernen, die, auf dem selben Weg gehend, zurückbleiben oder vom Weg abkommen. Sonst riskieren wir, alle „Anstöße“ auf Kosten eines viel größeren „Anstoßes“ zu beseitigen, den, das nahtlose Gewand Christi zerrissen zu haben.

Den Leib unterscheiden

Gehen wir zurück an den Anfang. Vor zweitausend Jahren erschien in Palästina ein Mann mit einer überraschenden Botschaft. Er verkündete dem Volk Israel die gute Nachricht, dass das Ereignis, das sie seit Jahrhunderten erwartet hatten, nun eintreten würde: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe.“ (Markus 1,15a). Mit anderen Worten, Gott nimmt die Dinge nun in die

Hand und bietet den Menschen eine Gemeinschaft mit ihm an, die unvermeidlich auch zur Gemeinschaft unter ihnen führt, zur Verwandlung der Erde in ein Königreich von Gerechtigkeit und Frieden.

Nach Jesu Meinung aber sollte dieses ersehnte Königreich auf einem eher unerwarteten Weg kommen. Anstatt sozusagen fertig vom Himmel zu fallen, und die Fehler dieser Welt mit dem Schwung eines Zauberstabs auszumerzen, würde es eine langsame Verwandlung der menschlichen Realitäten von unten her bedeuten. Gott zeigt damit seinen absoluten Respekt für die menschliche Freiheit, und wünscht sich die Antwort auf seinen Ruf aus vertrauensvollen Herzen, die keinem Zwang unterliegen. Diese vertrauensvolle Antwort des menschlichen Herzens („Glauben“), die dann in äußere Handlungen zu übersetzen ist, wird damit zur Grundlage von Gottes Gegenwart auf Erden.

„Kehrt um, und glaubt an das Evangelium“ (Markus 1,15b). Die Verwandlung der Welt beginnt dort, wo Männer und Frauen, sich auf das Erwachen eines Rufes im Innern ihrer Herzen hin aufmachen, um einen Blick hinter die äußere Erscheinung zu werfen und so Jesus als den Einen, von Gott Gesandten, zu erkennen. In seiner Nachfolge nehmen sie ihren Platz in der Gemeinde der Jünger ein, die bei Jesus bleiben und in seinem Namen ausgesandt werden zu anderen (vgl. Markus 3,14).

Nach dem Tod und der Auferstehung Jesu hat diese Gemeinde sein Werk fortgeführt. Sie verkündet die Botschaft von einer erneuerten Gemeinschaft mit Gott und unter den Menschen, und durch ihre Lebensweise lässt sie diese bereits vorahnen. Durch die Einladung an

die Hörer, an dieser Gemeinschaft teilzuhaben und ihre leibliche Aufnahme durch die Taufe, durch die Feier der Einheit in der Eucharistie, wird die Zusammenkunft der Jünger Christi (im Neuen Testament *ekklêsia*, Kirche), auf der Erde zum Boten und Kern des großartigen Werkes, das Gott vollbringt. Oder, wie es das Zweite Vatikanische Konzil kurz und knapp ausdrückte, die Kirche ist „das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium*, 1).

Gleichzeitig ist die göttliche Gegenwart und Aktivität in der Gemeinde der Jünger Christi aufgrund des „menschgewordenen“ Handeln Gottes nicht sofort ersichtlich, sondern muss *unterschieden* werden. Mit Blick auf die Kirche werden die Menschen mit einer Entscheidung konfrontiert, die jener gleicht, mit der Jesus sie während seines Lebens auf der Erde und sogar nach seiner Auferstehung konfrontierte (s. Matthäus 28,17). Sind sie in der Lage, über oft widersprüchliche Erscheinungen hinaus, Gott am Werk zu sehen? Können sie, um die Ausdrucksweise des Johannesevangeliums zu gebrauchen (s. Johannes 6,26.36), das Zeichen richtig lesen, um zu glauben? Im Fall der Kirche aber ist diese Unterscheidung schwieriger als sie beim historischen Jesus war. Das Hindernis, Gott in Jesus von Nazareth zu entdecken, lag in seiner menschlichen Armut. Das Paradoxon von Gottes Kraft in der menschlichen Schwäche gibt es auch in der Kirche, aber es wird oft verdeckt von einer anderen Art des Benehmens: die Verdrängung dieser Schwäche durch Mitglieder der Kirche, ihre Verantwortlichen ein-

bezogen, und der damit zusammenhängende Versuch, die christliche Gemeinde entsprechend der Kriterien der sie umgebenden Gesellschaft zu gestalten.

Diese Unfähigkeit oder Unwilligkeit, allein auf Gottes Macht zu vertrauen, hat sehr schwerwiegende Konsequenzen. In dem Maße, in dem die Gemeinschaft der Jünger Christi versucht, nach menschlichen Maßstäben „Erfolg“ zu haben, verdunkelt sie das Angesicht des gekreuzigten und auferstandenen Christus, und ersetzt es mit einer Maske, die vielleicht sogar sehr gut gemacht, aber letzten Endes doch leblos ist. In Folge dessen enttäuscht sie die, die kommen, um das von Christus versprochene lebendige Wasser zu suchen, und erzeugt in ihnen Gleichgültigkeit oder den Wunsch, zu fliehen. Gleichzeitig wird sie verlockender für die, die etwas anderes als das Evangelium suchen, zum Beispiel die Rechtfertigung einer bestimmten Art zu Leben, die Verteidigung einer Nation oder Zivilisation. Natürlich nähern sich Menschen Christus aus vielen Gründen an, und sie sollten selbstverständlich niemals abgewiesen werden (vgl. Johannes 6,37). Genau wie zur Zeit der irdischen Lehre Jesu können die, die zunächst aus Eigeninteresse zu ihm kommen, schließlich den Schatz des Evangeliums entdecken und eine Bekehrung erfahren. Trotzdem, die Befürworter der „Christenheit ohne Christus“ helfen der Kirche nicht, den Ruf auszuleben, der ihr ansteht und sich auf dem geraden und engen Weg der Bezeugung des Evangeliums weiterzubewegen.

Es ist auch kein Zufall, dass die Kirche häufig und gerade dann, wenn sie von der Gesellschaft abgestoßen wird, beginnt, ihre authentischen Merkmale wieder zu

entdecken. Das bedeutet keinesfalls eine Art „Verfolgungskomplex“ zu inszenieren, sondern eher anzuerkennen, dass Zeiten der Verfolgung Gnade sein können, insofern als dass sie die Kirche auf Abstand zu den Mächten der Welt bringen und ihre Identität mit ihrem Gründer deutlicher herausstellen.

Obwohl eine dauernde Reinigung der christlichen Gemeinde wesentlich für ihre Mission ist, sollten wir nicht denken, dass die Kirche auf ihrem andauernden Weg durch die Geschichte jemals eindeutig Zeugnis für die Gegenwart Gottes geben kann. Es wird immer ein Akt der Unterscheidung notwendig sein, der uns dazu bringt, über oft unverständliche oder gar abstoßende Erscheinungen hinauszusehen. Und wie das bei Petrus (s. Matthäus 16,15-17) und dem „guten Verbrecher“ (Lukas 23,40-43) der Fall war, kann uns dieser einzig als Gnade zukommen, als ein unverdientes Geschenk der klaren Sicht.

Aus dem Labyrinth unserer Trennungen herausfinden

Wo diese Reinigung und diese Unterscheidung fehlen, tritt die christliche Gemeinde unvermeidlich in einen Prozess der Spaltung ein. Eine fatale Trennung entsteht in den Köpfen der Menschen zwischen Christus, wie er im Neuen Testament zu finden ist, und seinem Leib, wie wir ihn um

uns sehen. Und diese Trennung konkretisiert sich in den Beziehungen zwischen den Glaubenden. Um zu den Kategorien der Gleichnisse zurückzukommen: Menschen versuchen, den Sauerteig aus dem Teig zu entfernen, um ihn anderswo zu verwenden; sie wollen den Samen ausgraben, um ihn in einen anderen, besseren Boden zu säen. Noch anders ausgedrückt, sie versuchen, alles Unkraut zu entfernen und weg zu werfen. Kurz gesagt, man denkt, dass man eine ideale Kirche schaffen könne, basierend auf (gutem) Willen und mit allen Mitteln in der eigenen Hand. Da nun die menschliche Natur ist, was sie ist, enden solche Versuche früher oder später im Versagen und der Prozess beginnt von Neuem. Letztendlich macht es die Spaltung im christlichen Volk schwieriger als je, den Leib Christi zu unterscheiden, diesen unersetzlichen Ort der Versöhnung mit Gott und unter den Menschen.

Wir sehen die Ergebnisse dieses jahrhundertelangen Vorgangs in der christlichen Landschaft um uns herum. Es geht nicht darum, der Geschichte den Prozess zu machen oder die zu kritisieren, die vor uns gelebt haben. Ohne den Vorteil des Rückblicks, hatten sie zweifellos eine andere Vorstellung davon, was nötig war, als wir sie heute haben. Unsere Aufgabe ist eher, die Worte Papst Johannes XXIII zu leben, die Frère Roger, der Gründer von Taizé, oft zitierte: „Wir werden nicht untersuchen, wer Unrecht hatte und wer im Recht war. Die Verantwortung ist geteilt. Wir werden einfach sagen: Versöhnen wir uns!“ In unserem Jahrhundert beginnt diese Versöhnung unvermeidlich mit der Neuentdeckung der Realität der Kirche, und beim standhaften Ansporn, ein für allemal diese kleinlichen Streitigkeiten hinter uns zu

lassen, die nur dazu dienen, eine enge Identität auf Kosten anderer zu etablieren.

Um auf unsere Anfangsfrage zurück zu kommen: Ja, wir brauchen die Kirche, denn sie ist der Ort, an dem der Sauerteig Gottes auf den menschlichen Teig in all seiner Undurchlässigkeit trifft. Weit davon entfernt, ein historischer Fehler zu sein, eine Art bedauernswerte Alternative zum Reich Gottes, ist sie der Schauplatz, auf dem das Reich in ganz realistischer Art Gestalt annimmt, unter Beachtung des Menschen in all seinem Elend wie auch in all seiner Größe. Der Weg zum wahren Leben führt nicht über einen idealen, nicht geerdeten Christus, der nur durch historische Rekonstruktion zugänglich ist, sondern über den „Christus der Gemeinschaft“, lebendig und geheimnisvoll, das heißt: den Christus, der durch die Jahrhunderte in der Gemeinschaft der Frauen und Männer, die in seine Fußstapfen treten, fortlebt. So schwierig es sein mag, sich dies vorzustellen, wir können nur durch diese Gemeinschaft eine lebendige Beziehung zu ihm haben; anders finden wir ihn nie.

Das Geheimnis der Gegenwart Christi in der Kirche zu unterscheiden geht Hand in Hand mit der Aufgabe, diese Gemeinschaft zu dem Ort zu machen, an dem dieses Geheimnis noch heller scheint. Und das fängt notwendigerweise bei uns selbst an. Je mehr wir dem Weg des Evangeliums folgen, alle Versuche zurücklassend, den Sieg für unsere Sache mit weltlichen Mitteln zu erringen, desto mehr befreien wir die Kirche von den menschengemachten Kosmetika, die sie unkenntlich machen, und stellen ihre wahre Schönheit wieder her, „ohne Flecken oder Falten oder andere Fehler“ (Epheser 5,27).

Ein neues Bewusstsein für die Gegebenheiten der Kirche in all ihren Dimensionen, mit anderen Worten eine Unterscheidung des Leibes Christi, ist heute daher der unumgängliche Weg, um die Zukunft des christlichen Glaubens zu ermöglichen. Es war der große Verdienst derer, die als Ökumenische Bewegung im letzten Jahrhundert aktiv waren, zu dieser Feststellung zu führen. Vorher identifizierte man gewöhnlich die Kirche Gottes mit der eigenen Glaubensgemeinschaft, und verbannte alle anderen Glaubenden ins Dunkel des Vergessens oder gar der Verachtung. Oder aber die Bedeutung einer sichtbaren Gemeinschaft unter allen Christen wurde heruntergespielt; die Betonung lag auf persönlichem Glauben oder, meistens, auf dem Glauben einer kleinen Gruppe. Die Einheit und Universalität der Kirche wurden entweder als rein optisches Element angenommen, mit anderen Worten völlig bestimmt von den soziologischen und juristischen Strukturen, denen die Christen unterlagen, oder aber als völlig unsichtbares Element, dass nur Gott alleine erfährt. Und in beiden Fällen wurde die Kirche nur statisch betrachtet, als ein bereits vollendeter Zustand.

Die Logik der Menschwerdung, die auf diesen Seiten dargestellt wurde, ermöglicht uns, auch die Grenzen eines solchen Ausblicks zu erkennen. Wie das Leben ihres Gründers, ist auch die christliche Gemeinde, wie sie den Seiten des Neuen Testaments entspringt, ganz und gar nicht unsichtbar. Sie ist aus Fleisch und Blut, Frauen und Männern, welche die Verkündigung der Guten Nachricht zusammenbringt und die ein Gemeinschaftsleben im Herzen der menschlichen Geschichte führen.

Gleichzeitig passt ihre äußerliche Realität, selbstverständlich unvollkommen, geschädigt durch Widersprüche und Spaltungen, nicht vollständig zu ihrer tiefsten Identität, nämlich das „Angebot einer sich vollziehenden Verwirklichung einer umfassenden Gemeinschaft in Gott“ zu sein (s. *Hefte aus Taizé*, 3). Diese Identität kann nur mit den Augen des Glaubens unterschieden werden, die über häufig trügerische Eindrücke hinaus Gott in der menschlichen Armut am Werk sehen. In diesem Blickwinkel sieht man sozusagen alles im Licht seiner Vollendung in Gott. Er ermöglicht es den Menschen, die noch auf dem Weg sind, bereits einen Blick auf den großen Baum voller Vögel zu erhaschen und seinen Ursprung im kleinen Senfkorn zu begreifen. Er sieht die Kirche als eine universelle Gemeinschaft in einem andauernden Prozess des Werdens (s. Epheser 4,16).

Im Fall der Christen in voller Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhl, war es das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965), das eine bedeutende Entwicklung in diesem Punkt markierte, vor allem in seiner Konstitution *Lumen gentium*. Bis zu diesem Zeitpunkt war für die post-reformatorische katholische Theologie die Kirche Christi faktisch eins mit der römischen Kirche. In diesem Dokument aber lesen wir etwas Neues. Obwohl die Kirche „in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet,... verwirklicht [ist] (*subsistit*) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird“ (denn die Kirche kann nicht einfach unsichtbar oder eine rein zukünftige Annahme sein, und eine wirkliche Kontinuität verbindet sie mit ihren Anfängen, vor allem durch Äm-

ter und Sakramente), finden sich trotzdem „außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit“, was die Hinwendung zu einer umfassenderen Gemeinschaft noch dringender macht (*Lumen gentium*, 8). Diese Worte, viel zu oft interpretiert in der widersprüchlichsten Art und Weise und verkompliziert durch ungenügend informierte Massenmedien auf der Suche nach Kontroversen, sind tatsächlich die Charta einer „Ekklesiologie der Gemeinschaft“, die Christen als bereits durch verschiedene Grade von Gemeinschaft verbunden darstellt. Eine solche Vision erkennt die Kirche als eine komplexe Realität in konstanter Veränderung, ein Geheimnis des Glaubens, welches letztendlich identisch ist mit dem Geheimnis Christi.

Eine solche Umwandlung des Blickwinkels ist der wesentliche Schritt, um den Anstoß unserer Teilung hinter sich zu lassen. Das wird deutlich, wenn wir den biblischen *skandalon* par excellence betrachten, das Kreuz Christi. Das Kreuz ist der Stolperstein auf die beiden Arten, die wir bereits betrachtet haben: es bezeugt Gottes unvorstellbare Schwäche („...nun soll er sich selbst helfen, wenn er der erwählte Messias Gottes ist!“ Lukas 23,35), und gleichzeitig die Unfähigkeit von Gottes Volk, den Tag seines Kommens zu erkennen (Lukas 19,44) und ihre Berufung voll auszuleben („Kreuzige ihn! Wir haben keinen König außer dem Kaiser.“ Johannes 19,15). Es ist gerade dieser Ort des doppelten *skandalon*, an dem Gott sich vollkommen offenbart, im Herzen der vom Bösen geprägten menschlichen Geschichte. Für die, die sehen können, wird dann dieser verfluchte Ort (s. Galater 3,13) zu einer Quelle des Lebens und der Einheit, das einzige Tor zur Auferstehung.

Einzig in dem Moment, da wir in der christlichen Kirche, in ihrer vollen Ausprägung betrachtet, den *totus Christus*, den „Christus der Gemeinschaft“, der sich selbst über die Jahrhunderte hinweg mitteilt, unterscheiden können, werden wir den Schlüssel finden, der uns wie die gesamte Welt vom Winter unserer Widersprüchlichkeit zu einem Frühling der Versöhnung führt.

Brauchen wir die Kirche? Ja, denn wenn alles gesagt und getan wurde, bietet sie den einzigen Zugang zum Mysterium des fleischgewordenen Gottes, das alle Menschen zu sich ziehen will (s. Johannes 12,32). Wenn sie, wie ihr Meister, ein „Stein, der Menschen zu Fall bringt und ein Stolperstein“ sein kann, ist dieser Stein tatsächlich der „Schlussstein“ von Gottes Behausung unter den Sterblichen. Es ist dann unsere Aufgabe, in fester Verbindung zu Christus, lebendige Steine zu sein, die alle zusammen ein spirituelles Gebäude bilden, in dem Anbetung, die Gott gefällt, stattfinden kann (s. 1 Petrus 2,4-10). Christus in seinem Leib betrachtend, auferstanden, aber immer noch die Wunden seiner Passion zeigend, werden wir immer mehr dieser Leib werden, der Ort, an dem das Universum sich für das blendende Geheimnis Gottes öffnet.

*Übersetzung aus dem Englischen und Französischen von
Ruth Möser*

© Ateliers et Presses de Taizé, 71250 Taizé, France
DL 1061 - mai 2008 - ISBN 9782850402548

Achevé d'imprimer en mai 2008 imprimerie - AB.Doc, 71100 Chalon sur Saône